

Wetter recht diesig und das Schiff beginnt wieder zu schwanken. Die Luken zur Kajüte werden geschlossen, die Stühle vom Oberdeck in Sicherheit gebracht, De'mantel angezogen. Nanu? Und schon zehet der Tanz los. Der Wind braust und heult, Seen schlagen über Deck, das Schiff stampft und schlingert. Als um Mitternacht der Mond auf die See schaut, sieht er auf ein Schiff, das in allen Fugen ächzt und kracht und dessen Schraube von Zeit zu Zeit jurend über Wasser hängt. Weiße Schaumkronen schlagen immer wieder klatschend am Bug und überschwemmen das Deck. Bleiche Gesichter liegen an windgeschützten Stellen. Vornholm wird passiert, nach Mitternacht das Leuchtfeuer Arkonas. Das Schiff kommt schwer vorwärts; Windstärke 8. Endlich beim Morgengrauen läßt der Sturm etwas nach, die deutsche Küste kommt in Sicht. Erst um 10 Uhr erreichen wir Travemünde, gegen 11 Uhr legen wir in Lübeck an. Mit einem Gefühl, als ob der Boden unter den Füßen noch schwankte betreten wir das Festland und damit wieder deutschen Boden. Nach einer Zollrevision ziehen wir in der Hansestadt ein: Deutsche Laute, deutsche Aufschriften grüßen uns wieder, wir sind wieder in der deutschen Heimat!

## Aus Dresdens Franzosenzeit.

### II.

Ueber die Franzosenzeit in Dresden berichten eine Menge privater Aufzeichnungen jener Zeit. Wilhelm von Kugelgen erzählt in seiner „Jugenderinnerungen“ davon. In den Lebenserinnerungen des Malers Ludwig Richter ist eine Schilderung des Schlachtfeldes vor Dresden enthalten und der Jugendschriftsteller Gustav Nieritz berichtet in seiner Selbstbiographie von den furchtbaren Herbsttagen in Dresden die der Schacht bei Leipzig vorangingen.

Kugelgen erzählt, wie er an jenem 8. Mai von seinem Vater mit seinen Geschwistern mit auf die Kenstädter Elbwiesen genommen worden sei, um dort das Artillerieduell zwischen einer russischen und französischen Batterie die sich von beiden Ufern aus beschossen, anzusehen. Kugelgen schreibt, daß er es nicht begreifen könne, wie sein Vater auf den Gedanken habe kommen können, mit den Kindern zu den russischen Kanonen, die auf den Klosterwiesen (unterhalb der Wieienthorstraße) aufgestellt waren zu gehen. Und als eine französische Kanonenkugel dicht an ihm vorbei gefaßt und in eine Gartenmauer gefahren sei, habe sein Vater ganz empört und erschrocken ausgerufen: „Sehen denn die Giel nicht, daß hier Menschen stehen?“ Dann kamen die Tage nach der für Napoleon unglücklichen Schlacht bei Bautzen und mit ihnen das Zurückfluten der französischen Truppen. „Zwanzigtausend mehr oder minder verstümmelter Mutterjöhne, so erzählt Kugelgen, wurden in die Dresdner Hospitale eingesperrt und viele Hunderte von Wagen, angefüllt mit den Jammergehalten Verwundeter passierten täglich unsere Fenster. Die Stadt glich einem einzigen großen Lazarett und aus den

allerwärts, selbst in Privathäusern dazu hergerichteten Lokalen tönte das Geschrei der armen Opfer die von neuem unter den Messern der Chirurgen bluteten, und man fabelte davon, daß ganze Ladungen unheilbarer Kranker um mit ihnen zu räumen, Nachts in den Strom geschüttet würden. Das Vaterhaus Kugelgens, der noch heute vorhandene „Gottesiegen“ auf der Hauptstraße, war wie alle anderen Häuser mit Einquartierung überfüllt, bis zu fünfhundert Mann habe das Haus zeitweise auf einmal beherbergt. Auf den Straßen tobte ein ununterbrochenes kriegerisches Durcheinander, zahlreiche, fortwährend aus dem Westen anlangende junge Mannschaften wurde einexerziert, Adjutanten, Kurieren, Ordonnanzen jagden durcheinander, Batterien rasselten, und arme Bauern, die Vorspann leisten mußten, prügelten ihr müdes Vieh und wurden von den französischen Commissionären und Gendarmen selbst geprügelt. —

Zu solchen Drangsalen kam noch die Furie der Feuerung. Die unentbehrlichsten Lebensmittel waren kaum noch für Geld zu haben und die Not erreichte eine solche Höhe, daß der Magistrat den Brotverkauf selbst an sich nahm. Der Vater Kugelgens mußte, wie alle anderen täglich nach dem Rathaus wandern, um zu erhalten, was der Familie nach gewissenhafter Teilung zukam. Ein Sack Erbsen oder ein Pfund Reis waren damals namhafte Geschenke, die wohlhabende Familien einander machten. Die ganze Umgegend war verwüstet und ausgezehrt. Dreißigtausend Garden mußten allein von der Stadt erhalten werden und der altangeerbte Wohlstand der meisten Hausbesitzer ging in die Wicken. Der kaiserliche Hofhalt brachte wohl viel Geld im Umlauf, aber kein Brot und auch das Geld floß wesentlich in die Taschen fremder Speculanten.

Als dann Dresden, nachdem die Hauptmacht der Franzosen nach Leipzig aufgebrochen, von den feindlichen Heeren eng eingeschlossen war, stieg die Not auf den höchsten Punkt. Nieritz erzählt davon, daß durch den Mangel an Nahrung eine fast allgemeine Ruhrkrankheit und ein bössartiges Nervensieber in Dresden grassiert habe. Zugleich sei eine unbeschreibliche Demoralisation unter der französischen Besatzung eingerissen, die sich vom General bis zu dem untersten Krankwärter erstreckt habe. Ohne Scheu verkauften die französischen Offiziere die für die Armee bestimmten Vorräte an die Einwohner. Französische Generale ließen die Vinden des Großen Giebes schlagen und zu eigenem Nutzen an die Dresdner Tischler verkaufen. Die Lazarettinspektoren, die für jeden Kranken 20 Kreuzer Verpflegungsgeld erhielten, bereicherten sich an diesem Blutgelde und ließen, um dieses Geld länger beziehen zu können, die Toten neben den Lebenden so lange liegen, bis der Verwehnungsgeruch unerträglich wurde. Entsetzlich schildert Nieritz das französische Lazarett an der Moritzstraße. Dort warf man, so schreibt er, Tag für Tag die zu Hunderten gestorbenen nach ausgezogenen Franzosen aus den Fenstern aller drei Stockwerke herab auf die untenstehenden Leichenwagen und trat sie mit den Füßen fest zusammen wie Stroh.

Nieritz schätzt die in den Dresdner Lazaretten gestorbenen Soldaten auf 14 000, die alle in der nächsten Umgebung so oberflächlich eingescharrt wurden, daß der Verwehnungsgeruch die Luft verpestete. Als Heilmittel gegen die Ruhr wendeten die gewissenlosen französischen Aerzte Phosphor in großen Mengen an, so daß die Ausscheidungen der Kranken im Dunkeln leuchteten.

Nachdem in Dresdens Umgebung kein Stück Vieh mehr aufzutreiben war, so erzählt Nieritz weiter, und die geraubte Kinderherde verzehrt worden war, schlachteten die Franzosen auf der vor unsern Garten gelegenen Elbwiese täglich ein viertel bis ein halbes hundert Pferde, deren Fleisch an die streitfähigen Krieger verteilt wurde. Einst bot sich mir ein schauerlicher Anblick. Ein abgetriebenes und bis zum Gerippe abgemagertes Pferd war an der unserer Wohnung zunächst gelegenen Straßenecke gefallen und von seinem Führer als verloren liegen gelassen worden. Nicht genug, daß die überfahrenden Wagen über die ausgestreckten Beine des armen Tieres hinwegfuhren, fand sich auch noch ein Franzose herbei, der dem noch lebenden und hoch aufatmenden Pferde ein ansehnliches Stück Fleisch aus der Hüfte schnitt und mit dieser Beute davon ging.

Aus dieser furchtbaren Zeit Dresdens ist eine gereimte Klage erhalten, die an den Schluß dieser Erinnerungen an Dresdens Franzosenzeit gesetzt sein möge:

Dresden in der größten Not,  
ohne Salz, Holz, Fleisch und Brot.  
Alle Straßen voller Not,  
Vieh und Menschen würgt der Tod.  
Land und Straßen sind verheert,  
alle Kassen ausgeleert,  
Papierscheine ohne Wert,  
alle Ordnung umgekehrt.  
Freunde die in unsren Tagen  
uns noch mehr als Feinde plagten,  
Uns von Haus und Hütte jagen,  
Diebstahl frei zu Markte tragen:  
Das ist Sachsens Vitanei.  
Lieber Himmel seh' uns bei!  
Auch der König ist gefangen:  
schlechter ist's uns nie gegangen.

—th.

## Balthasar Permoser.

Erzählung aus Dresdens Vergangenheit.

Im Jahre 1651 erblickte in einem bescheidenen Dörfchen am Traunstein bei etnsachen Landleuten der kleine Balthasar das Licht der Welt. Die Eltern hatten mit ihrem Buben durchaus nichts Besonderes vor und ahnten nicht, daß der Kleine dereinst ein Großer in der Kunst werden und in der fernern Stadt Dresden die schönsten Aufgaben lösen würde.

Aber eine dem Menschen innewohnende besondere Begabung zeigt sich meistens schon in früher Kindheit. Der kleine Balthasar Permoser, der auf den Wiesen am Traunstein das Vieh hütete, hat sein kleines Messer bei sich und schnitzte, da ihm die Zeit lang wurde, auf seinen Hirtenstab allerhand Figuren. Das waren die ersten Neußerungen seiner Kunst.

Später zog es den Jüngling aus der Enge der Heimat in die Welt hinaus. In